

31. 10. 1910

Leipzig

Lamprecht

MPRECHT

AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN

ZUR WIRTSCHAFTS- UND KULTURGESCHICHTE  
UND ZUR THEORIE DER GESCHICHTSWISSEN-  
SCHAFT

Mit Vorwort und literarischen Bemerkungen von  
Herbert Schönebaum



1974

SCIENTIA VERLAG AALEN

22.

Charakter und Bedeutung der deutschen Renaissance. 1907. – Deutsche Gedenkhalle, hrsg. von J. v. Pflugk-Harttung, Berlin 1907/08, S. 163 ff.; 2. Ausgabe, ergänzt von H. Haefcke, Berlin und München 1923, S. 132–139.

23.

Zur universalgeschichtlichen Methodenbildung. 1908. – Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften XXVII, Nr. 2, S. 33–63, Leipzig 1909 (abgeschlossen am 10.7.1908).

24.

Geschichte des Grundbesitzes. 1910. – Beitrag für das Handwörterbuch der Staatswissenschaften, dritte Auflage, Bd. V (S. 107–134), hier ohne das Literaturverzeichnis. In der vierten Auflage wurde im Jahre 1929 bei der sicher kritischen Redaktion G. v. Belows dieser Beitrag beibehalten (Erg. Bd., S. 433 ff.).

25.

Europäische Expansion in Vergangenheit und Gegenwart. 1908–1910. – Weltgeschichte, hrsg. Bd. III der ‚Geschichte der Neuzeit‘ (Bd. VI des gesamten Werkes), Berlin 1910, S. 599–625. Der beigegebene Atlas von Andre Bedemeyer: Die großen Kulturkreise der Menschheit, ist hier weggelassen. – Ein Stück dieses Beitrages (S. 601–608) erschien in ‚Die Zukunft‘ vom 24. Oktober 1908.

26.

Paralipomena der Deutschen Geschichte (vornehmlich aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts). Aphorismen. 1910. – ‚Das Wissen für Alle‘ (10. Jahrg. Nr. 1,2,3). Daraus Sonderdruck Wien 1910.

27.

Die gegenwärtige Entwicklung der Wissenschaften, insbesondere der Geisteswissenschaften, und der Gedanke der Universitätsreform.

907. –  
Berlin  
lin und

1910. – Rede bei der Übernahme des Rektorats der Universität Leipzig am 31. Oktober 1910. Rektoratsprogramm. Auch abgedruckt in ‚Zwei Reden zur Hochschulreform‘ (2. Rede), Berlin 1910. Übersetzung von S. Jankelewitsch: Du développement actuel des sciences au général, des sciences morales au particulier, idée d’une réforme universitaire; Revue de synthèse historique, Paris 1911.

Abhand-  
Gesell-  
s 1909

28.

Staatsform und Politik im Lichte der Geschichte. 1912. – Handbuch der Politik Bd. I, Abschnitt 5, S. 19–33, Berlin 1912.

Wörter-  
-134).  
urde im  
s dieser

29.

Entwicklung des historischen Sinns in Deutschland. 1912. – Erster Teil (S. 6–53) der ‚Einführung in das historische Denken‘, ordentlichen Veröffentlichung der „Pädagogischen Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen“, Leipzig 1912; Neudruck Aalen 1971.

gegenwart.  
chte der  
99–625.  
Kultur-  
ses Bei-  
Oktober

30.

Über auswärtige Kulturpolitik. 1912. – Rede am 7. Oktober 1912 auf der Tagung des Verbandes für internationale Verständigung zu Heidelberg in ‚Veröffentlichungen des Verbandes für internationale Verständigung‘, Heft 8, Stuttgart 1913; auch mit dem Titel ‚Über auswärtige Politik‘ in ‚Deutsche Revue‘ (Dezember 1912) Bd. 37, S. 277–286; geplant zur Veröffentlichung in ‚Reden und Ansprachen zur Hochschulreform‘, zweite, stark vermehrte Auflage der ‚Zwei Reden zur Hochschulreform‘, Berlin 1912 (nicht ausgegeben).

den  
10. –  
druck

31.

Die Technik und die Kultur der Gegenwart. 1913. – ‚Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure‘ 1913; in englischer Übersetzung: Technics and culture of the present day, Lecture for June 23 rd. Sonderdruck.

der  
mm.

32.

Neue Kulturgeschichte. 1913. – ‚Das Jahr 1913‘, ein Gesamtbild der Kulturentwicklung, hrsg. von Dr. D. Sarason, Leipzig 1913, S. 449–464.

27.

## Die gegenwärtige Entwicklung der Wissenschaften, insbesondere der Geisteswissenschaften, und der Gedanke der Universitätsreform

Unsere Zeit steht unter dem Zeichen einer starken Fortbildung des geistigen Lebens. Sehr begreiflich. Die letzten Jahrzehnte haben aus der völligen Wandlung des Wirtschaftslebens der europäischen und der amerikanischen und fast auch schon eines Teils der ostasiatischen, sowie der australischen Welt, wie aus den allgemeinen Beziehungen, die heute alle Kontinente miteinander verbinden, ungeheure Summen neuer Reize ausgelöst, deren Gesamtheit nun durchdrungen und zur Grundlage einer neuen Welt von allgemeinen Vorstellungen und sittlichen Idealen ausgebaut werden muß. Da krachen denn vor allem die hergekommenen Institutionen des Geisteslebens in den Fugen; und kaum eine unter ihnen besteht, deren Umänderungsbedürftigkeit nicht proklamiert würde.

Natürlich haben wir unter diesen Umständen auch den Ruf nach einer Universitätsreform erschallen hören. Und schon ist man an einigen Stellen in Deutschland vom Wort zur Tat übergegangen und hat, wenn auch in bescheidenem Maße, fortgebildet und geändert. Es sind das gewiß berechtigte Richtungen und

Teile des  
esse voll-  
wusst, wie  
den Gang-  
n Nerven-  
innen her-  
ntergrund  
ehens ent-  
vegetativen  
so werden  
gen ins Be-  
r längeren  
g pflegen

a Tag eine  
dass man  
sprechung  
n die Ver-  
gleich am  
rganis. en  
s Cerebro-  
nt erregen.  
nd müssen  
ten — und  
chtlich, so-  
m Grunde

Vorgänge; und kein Zweifel, daß der einmal eröffnete Weg weiter betreten und verfolgt werden wird.

Ist dem so, so wird die Frage dringend, von welcher Seite, von welchen Gesichtspunkten aus eine Fortbildung unseres Universitätslebens in diesem Augenblicke unternommen werden könne. Man ist dabei bisher vielfach, ja im praktischen Handeln wohl fast ausschließlich, von einigen offensichtlichen Mißständen ausgegangen; Fragen der Personalverfassung, der durch steigende Frequenzen hervorgerufenen Übelstände und dergleichen haben da eine Rolle gespielt.

Mir will aber scheinen, als ob man von solchen Einzelfragen nicht ausgehen dürfe; das Ergebnis wird bei jedem Versuche, der das Ganze nur vom Teile aus sieht, notwendig Flickwerk sein; die Fortentwicklung des geistigen Lebens erfolgt rationell überhaupt nicht auf dem Wege, daß man gewisse Institutionen in anderer, als der hergebrachten Weise kleinlich durchreglementiert, sondern wohl nur dadurch, daß an einem entscheidenden Punkte ein Durchbruch eintritt, gleichsam ein Zapfen ausgestoßen wird: worauf dann die ganze Materie sich selbständig in Bewegung setzt und von sich her, aus dem Charakter ihrer autonomen Fortbewegung, die Motive ihrer neuen Bildung im Einzelnen hernimmt. Von diesem Standpunkte aus betrachtet wird die Frage: ob eine Universitätsreform in dem gegenwärtigen Moment notwendig sei und kommen werde, naturgemäß von der anderen abhängig, ob eine starke Fortbildung der Wissenschaften im Gange oder im Anzuge sei. Denn das Universitätsleben ist, wenigstens in Deutschland, letzten Endes und in seiner untersten Tiefe doch nur ein Ausdruck des jeweiligen Gesamtfortschritts der Wissenschaften: bleibt also, untersucht man den innersten Kern seiner Vergangenheit Gegenwart und Zukunft, von der Fortbildung der Wissenschaften abhängig.

Nun kann schwerlich geleugnet werden, daß wir uns heute in starken Umbildungen unseres wissenschaftlichen Denkens befinden.

Am klarsten zeichnet sich das Bild dabei, wie gewöhnlich, auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. In den Naturwissenschaften haben, wenn man ihre Geschichte äußerlich betrachtet, die Entdeckung Röntgens und die darauf folgenden Untersuchungen des Radiums und verwandter Objekte eine jüngste Epoche heraufgeführt. Verfolgt man aber den inneren Entwicklungsgang des 19. Jahrhunderts, so ist es vielmehr die Umbildung des Atombegriffs, welche die Gegenwart immer mehr von den Zeiten zu entfernen beginnt, die in der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft und im Materialismus der 50er bis 60er Jahre gipfelten. Man braucht dabei auf die Erscheinung eines neuen Vitalismus kein besonderes Gewicht zu legen: das Wesentliche ist, daß sich heute wohl kaum mehr ein Physiker oder Chemiker einer Anschauung verschließen kann, welche das Atom als mit verwickelten Fähigkeiten ausgestattet, sagen wir etwa als eine Art von Homunculus, als Keim gleichsam aller höheren auch organischen Entwicklung betrachtet. Wie in dieser Auffassungsweise, die sich immer weiter verbreitet, die Möglichkeit zu einer Weltanschauung gegeben ist, die naturwissenschaftliches und geisteswissenschaftliches Denken in gleicher Weise umfaßt, das soll an dieser Stelle nicht weiter betont werden; wir werden später davon hören. Das eine aber erhellt aus dem bisher Ausgeführten unbedingt: daß die Naturwissenschaften in einer beträchtlichen Abwandlung ihrer fundamentalen Auffassungsweisen begriffen sind, daß sie dementsprechend auch andere Forschungsmethoden ausbilden werden, und daß dem bei den in Deutschland vorhandenen Verhältnissen wiederum eine starke Umbildung des Universitätsunterrichts und der Universitätsverfassung entsprechen wird. Welcher Art freilich diese Umbildung sein wird, dies im Einzelnen auszuführen würde Jemandem, der seinem Berufe nach den Geisteswissenschaften angehört, nicht eben anstehen; es gehört dazu eine tiefbegründete, ich möchte sagen, instinktmäßige Übersicht von Verhältnissen, die nur der in der Naturwissenschaft Lebende

WS  
8/11

besitzen kann. Aber eben dieser Umstand läßt es vielleicht begreiflich erscheinen, daß Jemand, der den Geisteswissenschaften angehört, die verwandten Regungen, die sich auf diesem Gebiete zeigen, schildern kann, — anschaulich am besten wohl in der breiten Durchführung eines Beispiels, das in den Verlauf der Forschung selbst einführt. —

> In einem Zeitalter, dessen Vorstellungskreis dem Entwicklungsgedanken unterliegt, ist Geisteswissenschaft in manchem Betracht identisch mit Geschichte. < Freilich darf man dabei nicht an die alte Auffassung der Geschichte denken, die in der geschichtswissenschaftlichen Arbeit wesentlich die möglichst wahrheitsgemäße Tradition besonders auffallender menschlicher Taten erblickte; aber diese Auffassung ist ja jetzt auch aufgegeben. Geschichte ist heute die Wissenschaft von der Entwicklung des Menschen in das Wesen hinein, das er gegenwärtig aufweist; und in diesem Sinne, als unbedingt notwendige Einführung in den Stand der heutigen Menschheit und Vorbereitungswissenschaft für das Handeln der Zeitgenossen in ihr, umfaßt sie eben so sehr die Wissenschaften von der physiologischen wie von der psychologischen Entwicklung des Menschen. Eingebettet damit in den weiten Bereich aller historischen Wissenschaften greift sie zugleich mit ihren letzten Zielen hinüber in die Probleme eines obersten Verständnisses alles Werdens und der eigentlichen Bestimmung unseres Geschlechts: und derart umfassend als Universalgeschichte gedacht enthält sie in sich so starke Ingredienzien alles heutigen Denkens überhaupt, daß es wohl möglich sein wird, an der Vorführung wesentlicher Probleme ihres Bereichs sich über Stand und Tendenz der heutigen wissenschaftlichen Bewegung überhaupt zu unterrichten.

Sucht man aber solche Probleme, so wird man doch ohne weiteres auf das Gebiet der Geschichte im bisherigen engeren Sinne zurückgeführt; denn sieht man von der physiologischen Seite der menschlichen

Entwicklung ab, deren Untersuchung wesentlich den historischen Naturwissenschaften zufallen wird, so handelt es sich immer um große Fragen der allgemeinen Psychogenese, und diese Fragen sind nur durch tiefgreifende Untersuchungen induktiver Art, und das heißt durch historisch-vergleichendes Forschen im Bereiche der Entwicklung mehrerer großen menschlichen Gemeinschaften zu lösen. Da wir nun aber noch in den Anfängen solcher Forschungen stehen, so ist es natürlich eine der wichtigsten Aufgaben wissenschaftlicher Strategie, die Fälle solcher Untersuchungen möglichst einfach zu wählen. Die Geschichte aller Wissenschaften ergibt zwar immer wieder, daß es außerordentlich schwer ist, diesem an sich scheinbar so selbstverständlichen Grundsatz zu folgen, denn immer wieder drängt sich vor dem Einfachen das Komplexe hervor, immer wieder betonen pittoreske Geister, daß vor allen Dingen in der Auflösung der komplizierten Fülle des Interessanten der Reiz der Forschung liege, und immer wieder wird infolge dessen, wie man wohl einmal gesagt hat, im Gange der Forschung das Pferd am Schwanz aufgezümt. Gegenüber dieser namentlich auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften beinahe unausrottbaren Neigung muß um so stärker betont werden, daß nur die unbedingt sichere und klare Aufsuchung einfacher Vergleichsmöglichkeiten geeignet erscheinen kann, den Pfad zum Verständnis der mehr komplexen Erscheinungen geschichtlichen Gemeinschaftslebens zu weisen, und daß fruchtbar nur der zu arbeiten weiß, der sich als geeignet zeigt, solche einfache Beziehungen aufzufinden, in eingehender Detailarbeit ihrer Struktur nach zu zerfasern und ihrem inneren Zusammenhange nach verständlich zu machen.

Das einfachste Beispiel für die vergleichende Betrachtung der Entwicklung zweier großer menschlicher Gemeinschaften, für das die geschichtliche Überlieferung ausreichendes Material darbietet, liegt nun in der parallelen Entwicklung des japanischen Volkes und einer der heutigen großen europäischen Nationen, z. B. etwa der deutschen vor. Es ist daher wohl verständlich, daß auf diesen Parallelismus

vergl.

be-  
achten  
biete  
der  
For-  
ang-  
acht  
die  
chts-  
zats-  
er-  
oben  
des  
und  
y. d.  
das  
die  
schen  
a. Be-  
mit  
ersten  
nung  
wert-  
stigen  
Vor-  
stand  
haupt  
über-  
rück-  
den

von dem Augenblicke an, da die europäische Forschung die japanische Entwicklung näher kennen lernte, immer wieder und immer dringlicher hingewiesen worden ist, zumal da bei gänzlicher innerer Unberührtheit der gegenseitigen Entwicklung beider Nationen durch mehr als anderthalb Jahrtausende hin die absolute Chronologie in den wichtigsten Entwicklungsvorgängen auf beiden Seiten wunderlicher Weise immer wieder beinahe in dieselben Jahrhunderte verweist. Es liegt daher nahe, ein Beispiel moderner geschichtlicher Forschung vor allen Dingen der Entwicklung dieser beiden Nationen, der japanischen und der deutschen, zu entnehmen und dabei naturgemäß wiederum die früheren Perioden der beiderseitigen Geschichten in den Vordergrund zu stellen, weil für deren Verständnis die Voraussetzungen nicht notwendig sind, welche sich bei der Wahl späterer Perioden aus der Notwendigkeit ergeben würden, deren Vorgeschichte zu kennen. Aus diesen Erwägungen heraus sind denn auch die vergleichenden Forschungen in dem bei unserer Universität neubegründeten Institut für Kultur- und Universalgeschichte, das als letztes Ziel seiner Bestimmung die vergleichende Forschung zu pflegen hat, von den eben vorgetragenen Überlegungen ausgegangen; und so kann mit dem, was ich als deren Forschungsergebnis vortragen werde, zugleich ein Einblick in die Arbeit dieses neuen Institutes wenigstens an dieser einen Stelle seiner Tätigkeit gewonnen werden.

Die älteste Geschichte Japans, die in chronologisch festzulegenden Daten bis frühestens in das 3. Jahrhundert v. Chr. zurückführt, in eine Zeit, in der die Nation vermutlich noch durch Amalgamierung verschiedener nationaler und Rassen-Bestandteile erst im Werden begriffen war, liegt uns in einer ausgezeichneten Überlieferung vor. Im 8. Jahrh. n. Chr., in dem sich in Japan ähnlich wie unter den Germanen des Kontinents während der Karolingerzeit, und vorbereitet schon während der Merovingerzeit, ein urzeitlicher Absolutismus entwickelte, der die vor ihm liegende

K. b. - 1  
die w. w. w.

Zeit des Geschlechterstaates als eine abgeschlossene Welt ansah, ist es in Japan zu eingehenden Aufzeichnungen aller noch vorhandenen Traditionen dieser Zeit gekommen. Es ist ein Vorgang genau dem entsprechend, von dem aus der Zeit Karls des Großen berichtet wird; wie damals der Kaiser die Überlieferung seines Volkes in der Nationalsprache niederschreiben ließ, so haben das in verwandter Weise die Herrscher Japans ein Jahrhundert früher (um 700) getan: nur daß die von Karl dem Großen sorgfältig gesammelte Tradition von Ludwig dem Frommen vernichtet wurde, während die japanische ausführlich erhalten blieb. Neben diesem reichen Material, in welchem das nationale Gedächtnis die Geschehnisse wie die geistigen Produkte insbesondere auch der Dichtung mindestens eines halben Jahrtausends vor Vergessenheit sorgfältigst bewahrte, haben wir für Japan bei Beginn des 8. Jahrh. noch eine umfängliche Kodifikation der Einrichtungen der Sitte, des Rechts und des Staates, der im Aufsteigen zu einem Absolutismus nach chinesischem Muster begriffen war: genau wie wir in der karolingischen Kapitulariengesetzgebung eine verwandte Sammlung besitzen. Unterzieht man nun diese japanische Überlieferung in dem merkwürdigen Durcheinander ihrer poetischen und prosaischen Formen eingehender quellenkritischer Untersuchung und sucht aus ihr abzuleiten, was als Wirklichkeit der frühesten japanischen Geschichte zu gelten vermag, so ergibt sich etwa das folgende Bild:

Wir sehen, wie im südlichsten Japan der himmlische Enkel, der Sohn der Sonne zur Erde herabsteigt, um von dort aus mit seinem in der Verfassung großer Geschlechter dahinlebenden Volke, den Yamato, allmählich die schönen Gestade und Eilande des japanischen Mittelmeergebietes einzunehmen. Auf seinen und seiner Nachkommen Eroberungszügen in dieser Richtung mischt sich dann das Herrenvolk mit Angehörigen anderer Völker und Gästen vom asiatischen Kontinent, breitet sich immer weiter nach Nordosten aus und gewinnt schließlich die traditionsreichen historischen Ebenen

der japanischen Geschichte um Nara, Kioto und Tokio. In den Jahrhunderten dieser kampferfüllten Fortschritte ändern sich Lebensgewohnheiten und Wirtschaft, das primitive Fischervolk wird zu einer kopfreichen Nation von Reisbauern, und die Besiedelung, anfangs nur die schmalen Lippen der Gestade umfassend, dringt immer stärker in die spärlichen Ebenen des Landes vor. Gelegentlich dieser Wandlungen treten dann auch die ersten geschichtlich erkennbaren Veränderungen des Gemeinschaftslebens in der Geschlechterverfassung auf. Die alten Geschlechter werden seßhaft und wachsen gewaltig an Zahl ihrer Seelen, Abschichtungen zu neuen Kolonialgeschlechtern, die die Eroberung des Landes fortsetzen, treten auf, und auch sonst bilden sich aus Abkömmlingen zunächst volksfremder Herkunft neue Geschlechter. Aber auch diese neuen Bildungen wiederum, wie schon die alten, wachsen in der Zahl ihrer Angehörigen, und die Entwicklung einer neuen Einzelgliederung läßt sich für alle Geschlechter auf die Dauer nicht vermeiden. Innerhalb der einzelnen Geschlechter treten die Hausgemeinschaften hervor, Gruppen derjenigen Geschlechtsangehörigen, die sich um bestimmte Familien: Vater, Mutter, Kinder und Enkel: in näherer Verwandtschaft sammeln. Und schon im 6. Jahrh. kann es scheinen, als wenn in diesen Hausgemeinschaften der lebendigere Prozeß der Fortbildung zu liegen begönne; und zugleich macht sich gegenüber der bisher rein personalen Entwicklung der Verfassung zum ersten Male ein räumliches, lokales Element geltend; die Nachbarschaft wird von Bedeutung, und friedlich nebeneinander wohnende Gruppen wohl auch verschiedener Geschlechter des, nunmehr seßhafter gewordenen Volkes beginnen Gemeinden zu bilden, deren Lebenszweck in der Ordnung des gegenseitigen räumlichen Verhältnisses aufgeht. Konnte nun gegenüber dieser Entwicklung der alte Rahmen der Geschlechterverfassung noch Stand halten? Und schon nahte ihm eben seit dem 7. u. 8. Jahrh., wie die Gesetzgebung von etwa 720 bereits deutlich erkennen läßt, ein neuer Feind: die

Einzelpersönlichkeit, das Individuum. Noch waren in den frühesten Zeiten, die eingehenderer geschichtlicher Überlieferung zugänglich sind, die Individuen derart in den Schoß des Geschlechtes gebettet gewesen, daß sie nur als Exemplare der Gattung gelten konnten: jede Art öffentlicher Last und Pflicht war nur als Funktion des ganzen Geschlechtes als solchen lebendig gewesen. Jetzt dagegen beginnt sich das Individuum als Wesen zu eigenem Rechte zu melden. Auf dem Gebiete des Erbrechts versucht es eine Durchbrechung des obligatorischen Erbanges; in den weiten Gebieten der vormundschaftlichen Beziehungen des Geschlechtes will es eine gewisse Emanzipation erreichen; und schon scheint es nach einzelnen Quellenstellen, als wenn diese Bestrebungen selbst den Bestand der Hausgemeinschaften hätten gefährden können, wenn auch der Einblick in die späteren Quellen, so vor allem des 10. Jahrh., ergibt, daß Befürchtungen dieser Art, wären sie schon im 8. Jahrh. genährt worden, nicht zutreffend gewesen wären. Überblicken wir nun aber den inneren Verlauf der Geschichte des Geschlechts, wie er soeben ganz in der Kürze skizziert worden ist, so haben wir eine Evolution vor uns, die in der Geschichte der Nationen keineswegs einzigartig dasteht. Wir können den selben oder aber einen ganz verwandten Verlauf sogar noch heute bei den Völkern wahrnehmen, die sich im Zustande einer urzeitlichen Verfassung befinden, z. B. bei den Marotse am oberen Zambesi. Auch bei den Germanen liegt der gleiche Verlauf vor. Vergleichen wir die einschlagenden Nachrichten etwa in der Germania des Tacitus, in der Lex Salica, in der fränkischen Gesetzgebung und in den Kapitularien der Karolingerzeit, so tritt uns mit geringen Abwandlungen eben derselbe Vorgang entgegen. — Und dennoch: sehen wir genauer zu, welche auffallende und lehrreiche Unterschiede! In der japanischen Entwicklung bleibt schließlich trotz allem der Geschlechterverband als eine der stärksten, ja geradezu als die stärkste Verbindung japanischer Menschen unter einander erhalten, wie denn auch die

Hausgemeinschaften selbst noch in der Gegenwart zahlreich fortblühen. Das Individuum verharrt also trotz aller Emanzipationsbestrebungen im Hintergrund. Bei der deutschen Nation dagegen tritt ein rapider Verfall des schon in der taciteischen Zeit nicht übermäßig festen Geschlechtsverbandes ein. Gegen Ausgang des ersten Jahrtausends der christlichen Aera ist dann von einer lebendigen Kraft dieser alten Institution kaum noch viel wahrzunehmen, wie denn ihr Leben während des ganzen Verlaufs dieses Jahrtausends, in merklichem Gegensatz zu der Fülle der Überlieferung in den japanischen Quellen, in der Tradition nur wenig bedeutend und sicher hervortritt. Woher nun dieser merkwürdige Unterschied? Es läßt sich für ihn ausführen, daß der japanische Geschlechtsverband von vornherein und zu aller Zeit bis zur Gegenwart durch einen mächtigen Ahnenkult in seinem festen Halte gesichert wurde, während für den germanischen Geschlechtsverband, soweit wir sehen können, ein solcher Kult nur wenig in Betracht kam. Allein durch Anführung dieses Unterschiedes sind wir der Lösung des Rätsels nur näher gerückt, haben sie aber noch nicht in Händen. Liegt der Gegensatz auf religiösem Gebiete, so muß er offenbar zu einem näheren Verständnisse zunächst auf diesem erweitert werden. Und hier ergibt sich nun allerdings ein außerordentlicher Unterschied beider Nationen. >Der Germane ist religiös von vornherein grübelnder Individualist, und diese Anlage gilt für alle Arier, ja vielleicht ganz besonders für die östlichsten von ihnen, die Inder. Der Japaner dagegen wie der Ostasiat überhaupt ist selbst in der Gegenwart noch nicht zu einem vollen religiösen Individualismus durchgedrungen. <Unter diesen Umständen versteht es sich sehr wohl, daß eine durch objektive Mächte des Glaubens gestützte Geschlechterverfassung, wie die japanische, in der Perspektive der Urzeit gesehen, die Gewähr einer beinahe unbegrenzten Dauer in sich trug, während die germanische in dem entsprechenden Zeitalter schon an der geringen Entwicklung ihrer kultischen Seite und viel-

leicht sogar schon an der Skepsis krankte. Ist nun der Gegensatz auf religiösem Gebiete festgestellt, so wird man wiederum fragen, wie er sich auf diesem erkläre. Hier bleiben wir nun wirklich einstweilen vor einem Rätsel stehen, das auch dadurch nicht gelöst werden kann, daß man von beiderseits abweichenden Rasseunterschieden spricht. Denn so sicher es ist, daß Rasseunterschiede namentlich auf dem geistigen Gebiete sich besonders zähe durch Jahrtausende erhalten, so ist der Rassebegriff schließlich doch ein historischer Begriff und bedarf daher der Erklärung durch eine geschichtliche Entwicklung. Aber diese Erklärung läßt sich in unserem Falle einstweilen nicht geben, und so sind wir für den Augenblick an der äußersten Grenze der historischen Analyse angelangt. Sehen wir aber von diesem Punkte auf den bisher beschrittenen Weg zurück, so werden wir nicht verkennen, daß der ganze Verlauf unserer Betrachtung und der ihr zugrunde liegenden Untersuchung uns zu zahlreichen, höchst bedeutsamen Problemen der historischen Forschung geführt hat. Aus ihrer Reihe sollen hier nur zwei berührt werden. Einmal ergibt sich aus dem Parallelismus urzeitlicher Geschlechterverfassungen bei so gänzlich miteinander unverwandten Nationen wie der japanischen und der deutschen, wie aus deren häufigem Auftreten auch bei andern Urzeitvölkern der Erde, daß das geschichtliche Geschehen nicht willkürlich sein kann, sondern sich im Bereiche der einzelnen menschlichen Gemeinschaften bestimmten Entwicklungsgesetzen unterordnet. Und aus diesem Ergebnis wiederum folgt bei dessen weiterer gedanklicher und empirischer Durchdringung an der Hand des Tatsachenmaterials der Begriff der gesetzmäßigen Entwicklung nach Kulturzeitaltern, deren Charakter, Verlauf und Reihenfolge nun genauer zu erforschen wäre. Andererseits aber ergibt sich aus dem bisher Ausgeführten als eine letzte einstweilen noch nicht auflösbare historische Anschauung die Anschauung der Rasse, im Gegensatz zu dem gesetzmäßigen Begriff der Kulturzeitalter also eine künstlerische

in Rasse  
pelleis principis

Anschauung der nationalen Individualität. Dabei würde im heutigen Stande der geschichtswissenschaftlichen Entwicklung bei einer Darstellung des nationalen wie universalgeschichtlichen Charakters beiden Motiven, dem der Kulturzeitalter wie dem der nationalen Individualität, gleichmäßig Raum zu gönnen sein. —

Der bisher behandelte Gegenstand der vergleichenden deutschen und japanischen Geschichte, die Geschlechterverfassung, hat in ein wesentliches Stück der autonomen Entwicklung beider Nationen eingeführt, so wie sie ohne stärkere Einmischung fremder Gewalten aus dem inneren Fortschritt des nationalen Wesens selbst erfolgte; und daher waren die Probleme, die sich auf diesem Gebiete ergaben, nativistischen Charakters. Gehen wir in der Vergleichung deutscher und japanischer Geschichte weiter, so stoßen wir auf Probleme ganz anderer Art, die dem gegenseitigen Zusammenhang einzelner Nationen untereinander angehören, also als speziell universalistischen Charakters bezeichnet werden müssen.

Es ist schon davon gesprochen worden, daß sich auf fränkischem und deutschem wie auf japanischem Boden über der Geschlechterverfassung der frühesten Zeit eingehenderer historischer Überlieferung ein urzeitlicher Absolutismus erhob; hier in der Monarchie der Merovinger und vor allem im Karolingerreiche, verkörpert letzten Endes vornehmlich in den Bestrebungen Karls des Großen, dort in dem Kaisertum der Taikwa-Reform, wie diese den Absichten des Prinzen Shotoku-taishi und des großen Kanzlers Fujiwara verdankt wurde. In beiden Fällen geht diese Bewegung bei dem Verfall der Geschlechterverfassung von innerlichen, nativistischen Tendenzen aus; die Monarchie macht sich das Erlöschen des alten Geschlechterverbandes zu Nutze, indem sie sich zur Begünstigung ihrer eigenen Entwicklung auf die in Bildung begriffenen räumlich-nachbarlichen Verbände, auf die Hausgemeinschaft und im gewissen Sinne sogar schon auf die da und dort hervortretenden Anfänge der individualistischen Persönlichkeit stützt. In der japanischen Entwicklung

tritt diese Wendung in den Quellen ganz deutlich hervor; nicht minder deutlich lassen sich einzelne ganz besonders interessante Phasen, z. B. die Entwicklung der politischen Mittel zur Sprengung der Geschlechterverbände, die Reaktion des urzeitlichen Gemeinschaftsgefühls durch Bildung frühester künstlicher Korporationen und das Vorgehen der Monarchie auch gegen diese in dem Reiche der schon einmal zitierten Marotse am oberen Zambesi verfolgen. Im merovingischen und karolingischen Staate sehen wir die Monarchie den Thunginus, den politischen Vorstand des alten Geschlechterverbandes, beseitigen, entnehmen der *Decretio Chlotarii et Childeberti* das Bestreben, die staatliche Gewalt auf moderne, erst zu begründende räumliche Verbände zu fundamentieren, und können den wenigen Nachrichten, die wir über Gilden in der merovingischen und karolingischen Zeit besitzen, dann noch am ehesten die Linien eines inneren Zusammenhanges abgewinnen, wenn wir sie als primitive Korporationen zum Ersatz des schwindenden Geschlechterzusammenhanges auffassen, gegen welche die Monarchie beider Dynastien natürlich ebenso Front machte, wie der individualistische Absolutismus des 16.—18. Jahrhunderts ganz ständig und grundsätzlich zum Gegner des in seine Zeiten hineinragenden mittelalterlichen Genossenschaftswesens geworden ist.

Indes würde die fränkische, und würde auch die japanische Monarchie, allein aus den geschilderten Bestrebungen her jenen urzeitlichen Absolutismus entwickelt haben, den wir an beiden Stellen vornehmlich in der Zeit vom 7.—9. Jahrhundert wahrnehmen? Tatsache ist, daß die Monarchie in den beiden Kulturen noch ganz andere Kräfte in ihren Dienst stellte, hier das Christentum und den Anschluß an die Antike, wie er vornehmlich in der karolingischen Renaissance hervortrat, dort den Buddhismus und eine umfängliche Rezeption öffentlicher Einrichtungen aus China, das damals, in den schönen Zeiten der T'ang-Dynastie, die prächtige Entfaltung eines individualistischen Absolutismus erlebte, wie er dem europäischen

Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts entsprach. Von den auf diese Weise in den Dienst der urzeitlichen Monarchien gestellten Kräften sind wohl die interessantesten Christentum und Buddhismus. Sie beide waren Religionen höchstentwickelter Kulturen, die in sich alle die geistigen Voraussetzungen trugen, die zur Bekämpfung von urzeitlichen Einrichtungen und Vorstellungen notwendig erschienen, so, wie diese mit dem Geschlechterverband verknüpft waren. Allein so klar diese allgemeine Rolle der Religionen in der Entwicklung des urzeitlichen Absolutismus sowohl im fränkischen Reich wie in Japan ist, weshalb wir in Japan das Kaisertum, obwohl es der geborene Vertreter der Shinto-Religion war, dennoch ständig auf Seiten des Buddhismus sehen: — so wenig wissen wir von der besonderen Art der tieferen und elementaren Kräfte, die hier zur Wirkung gelangten. Die Quellen zur Geschichte der Entwicklung der primitiven christlichen Frömmigkeitsformen in germanischen Köpfen sind leider überaus spärlich, und ganz ähnlich scheint es mit den Quellen zur inneren Entwicklungsgeschichte des japanischen und selbst schon des primitiven chinesischen Buddhismus zu stehen, wiewohl auf diesem Gebiete der fortschreitenden Forschung noch mancher schöne Fund neuer Erkenntnis mag gelingen können. So wie die Dinge heute erscheinen, sind wir jedenfalls zum Verständnis der fremden Einwirkung zunächst auf die Untersuchung der antiken Renaissance in dem einen und der chinesischen Rezeption in dem andern Falle angewiesen.

Indeß eben diese Konstellation ist vom universalgeschichtlichen Standpunkte aus im höchsten Grade lehrreich. Was Merovinger und besonders Karolinger und namentlich wieder Karl der Große der Antike entnahmen, errangen sie sich auf dem Wege der Konsultation der überlieferten antiken Literatur: von viel geringerer Bedeutung waren daneben die Momente, welche der direkten Tradition auf dem Wege von Brauch und Sitte verdankt wurden. Es handelte sich also um eine echte Renaissance, um das bewußte Wiederauf-

lebenlassen einer untergegangenen Kultur aus deren Traditionsresten. Die Japaner dagegen entnahmen die fremden Faktoren, welche sie zum Aufbau ihres Absolutismus einstellten, einer zwar räumlich von ihnen getrennten, im übrigen aber in blühendem Leben befindlichen Kultur, in deren Kreis nicht wenige von ihnen auch persönlich eintraten, wie denn auch eine Anzahl bedeutender Chinesen bis zu langem oder gar definitivem Aufenthalt in Japan vordrangen; — hier handelte es sich also ganz ausgesprochen nicht um eine Renaissance, sondern um eine Rezeption, um eine Aufnahme fremder Elemente aus einer noch lebendigen Kultur.

➤ Nun hat es im Verlauf der uns bekannten Universalgeschichte unzählige Renaissancen und Rezeptionen gegeben, aber nicht häufig mögen wohl die Fälle sein, in denen bei im übrigen außerordentlich analogen Verhältnissen in zwei großen Ereignisreihen hier eine Renaissance, dort eine Rezeption aufgetreten ist. < Erinnert man sich, welche außerordentliche Bedeutung für die wissenschaftliche Feststellung des eigentlichen Wesens aller Erscheinungen, namentlich aber der geisteswissenschaftlichen, das Prinzip der Isolierung hat, so wird man ohne weiteres begreifen, welche Wichtigkeit dem vorliegenden Falle für das Verständnis des Charakters der Renaissance wie der Rezeption überhaupt zukommt. Nun erlaubt uns aber die Überlieferung ebenso auf dem karolingischen Gebiete wie im Bereiche der Taikwa-Reform, in den eingehendsten Detailstudien den Unterschied zwischen den Wirkungen der Renaissance hier und der Rezeption dort festzustellen. Es sind in dieser Richtung im hiesigen Institut für Kultur- und Universalgeschichte einige Stichproben vorgenommen worden; erschöpft ist damit das Thema bei weitem noch nicht; es muß eine fernere eingehende Behandlung erhofft werden. Soviel aber steht doch schon jetzt fest: die Unterschiede sind beträchtlich und beziehen sich z. B. in der Frage des für jeden Absolutismus so wichtigen Verwaltungswesens auf ganz ausschlaggebende Verhältnisse, wie den Gegensatz von all-

gemeinen Verwaltungsprinzipien und bürokratischer Detailarbeit, auf die Frage nach den Kontrollinstanzen, auf den Bereich der statistischen Untersuchungen als Unterlage der Gesetzgebung und dgl. Dinge mehr.

Für uns hier, in unserem Zusammenhang, wird kein Zweifel bleiben, daß mit einem vergleichenden Studium, wie es soeben angedeutet worden ist, die großen Gegensätze universalistischen Charakters, die in Rezeption und Renaissance gegeben sind, erst anfangen ein wirkliches Dasein zu erhalten, indem der Verlauf des in ihnen pulsierenden Lebens vergleichender und somit begrifflich festlegender Forschung zugänglich wird. Sehen wir aber an dieser Stelle noch weiter rückwärts, auf das, was vorher über die nativistischen Grundbegriffe des Kulturzeitalters und der nationalen Individualität oder Rasse ausgeführt worden ist, so bleibt kein Zweifel, daß die hier kurz behandelten vergleichenden Studien in ihrem gesamten Bereich diejenigen Probleme umfassen, welche bei einer evolutionistischen Behandlung der Geschichte von vornherein als die wichtigsten hervortreten.

*zu*  
*Grund*

Nun aber braucht kaum noch gesagt zu werden, daß Untersuchungen dieser Art sich mit den bisher herkömmlichen Lehrmitteln unserer Universitäten wie auch mit den Lehrinrichtungen, soweit sie in Seminarien und Verwandtem vorliegen, nicht bewältigen lassen; vielmehr bedarf es hierfür der Herstellung von Einrichtungen, die weiter und tiefer greifen als die bestehenden. Daß damit die Frage auftritt, ob eine Fortbildung in diesem Sinne an den Universitäten überhaupt möglich sei, ist gewiß. Jedoch haben Versuche, die soweit bekannt bisher nur in Leipzig stattgefunden haben, schon jetzt gezeigt, daß diese Frage mit einem strikten Ja zu beantworten ist.

Dabei darf man nicht denken, daß die eben berührten Zusammenhänge nur der Geschichte im gewöhnlichen Sinne oder gar nur der Kulturgeschichte — faßt man diese noch als eine engere

Disziplin — angehört. Ganz im Gegenteil; es handelt sich um die allgemeinsten, in aller Geschichte immer wieder verlaufenden Beziehungen des menschlichen Geisteslebens überhaupt. Alle Geisteswissenschaften werden deshalb in die nicht mehr abzuweisenden Probleme, die soeben behandelt worden sind, hineingezogen werden. Und sie alle werden eine Umbildung ihrer Methode, ihrer Lehrmittel und ihrer Lehrinrichtungen erfahren; die Umbildung wird also allgemein sein, und darum ist es notwendig, daß von ihr aus auch die Universitätseinrichtungen ganz allgemein betroffen werden.

Jetzt aber erinnern wir uns der wenigen Worte, die im Anfang dieser Ausführungen den Naturwissenschaften gewidmet wurden. Auch bei ihnen handelt es sich heute um einen ganz evidenten Fortschritt zur Bewältigung neuer Objekte und zur Einführung neuer Betrachtungsweisen, um neue Methoden und dementsprechend um die Notwendigkeit der Fortbildung auch der Universitätseinrichtungen. Dabei ist all das, was bisher aufgeführt worden ist, keineswegs Zukunftsmusik. Ganz im Gegenteil; wir stehen schon mitten in dem Umbildungsprozeß selbst. Und wir können auch schon wahrnehmen, wie er auf unsere Universitätsverhältnisse, Personen und Einrichtungen, einwirkt. Eine vermehrte Anzahl der Kategorien der Forschungsobjekte erfordert die Heranziehung von weit mehr Lehrkräften, als die Ordinarien zu stellen fähig sind. Die innere Verflechtung der Forschungsgebiete drängt namentlich auch in den vergleichenden Disziplinen zu einer anderen Organisation der Institute, als sie in deren bisher rein monarchischer Verfassung vorliegt. Die Lehrmittel endlich bedürfen überall der Erweiterung. Und schon jetzt ist, soweit die Personen in Betracht kommen, aus diesen Wandlungen eine Bewegung hervorgewachsen, innerhalb deren die nichtordentlichen Lehrkräfte auf Grund ihrer Tätigkeit eine erweiterte Teilnahme an der Verwaltung fordern oder wohl auch schon gewonnen haben. Dabei läßt sich nach allgemeinen sittlichen Prinzipien wohl aussprechen, daß man diesen Kräften das Recht einer

Teilnahme dann nicht wohl wird verweigern können, wenn sie den Pflichten einer ständigen Lehrtätigkeit voll und erfolgreich nachkommen. Endlich aber ist, zeitlich nach den Ausführungen dieser Rede, die schon im Anfang August niedergeschrieben wurde, von allerhöchster Stelle das Wort von den Forschungsinstituten gefallen und damit die Initiative zu einer Fortbildung der gelehrten Studien gegeben in der Richtung, die bisher für die Geisteswissenschaften praktisch nur von dem Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei unserer Universität verfolgt worden ist. So ist denn alles im Flusse, und das Wort von der Universitätsreform wird erst dann wieder ersterben, wenn diese Reform gesichert ist. Wenn aber ein solcher positiver Ausgang mit Bestimmtheit eintreten wird, so wird er letzten Endes doch nur dadurch gewährleistet erscheinen, daß die ganze Bewegung Ausdruck ist einer letzten tiefen Wandlung des wissenschaftlichen Denkens und der wissenschaftlichen Arbeit selbst. —

Ich könnte an dieser Stelle schließen, bliebe nicht noch eine sehr wichtige Frage zu beantworten, die nämlich, wie die Universitätsentwicklung sich in den großen Strom der kulturgeschichtlichen Bewegung unserer Tage überhaupt einordnet. Wir werden hier zu einem Verständnisse nur gelangen, wenn wir etwas auf das Materielle der Weltanschauungsseite des modernen wissenschaftlichen Denkens eingehen. Denn eben von dieser Seite her erweisen sich die Wissenschaften mit dem allgemeinen Kulturfortschritt stets am innigsten verknüpft.

> Auf naturwissenschaftlichem Gebiete erinnern sich die Alten von uns noch sehr wohl des Zeitalters des Materialismus. Es ist längst vorüber gerauscht. Die heute noch geltende Lehre naturwissenschaftlicher Weltanschauung, soweit eine besteht, könnte man wohl, will man sie mit einem Werturteil versehen, als pessimistisch bezeichnen. Sie knüpft an eine rein mechanische Interpretation des zweiten Satzes der Wärmelehre an und läuft auf die

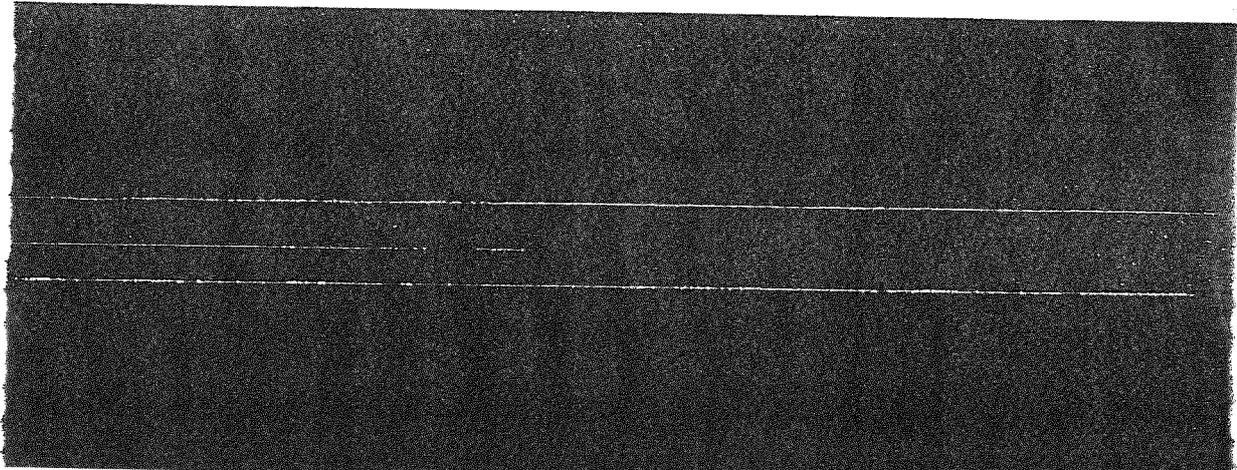
sogenannte Dissipationstheorie hinaus, nach welcher die Welt unter der Abnahme ihrer mechanischen Energie langsam ein trostloses Ende finden wird. Nun versteht es sich aber von selbst, daß die eben jetzt emporkommende dynamische Atomlehre mit der Dissipationstheorie in dem eben erläuterten Sinne kulturgeschichtlich nicht vereinbar ist, und so wird die ältere Theorie der jüngeren weichen. Auf welchem Wege, kann zweifelhaft sein; vielleicht, daß man der nicht zu leugnenden mechanischen Dissipation ein korrespondierendes Wachstum der psychischen Energie zur Seite setzt, und damit zu einer auch geisteswissenschaftlich befriedigenden Grundlage idealistischer Weltanschauung gelangt.

*alles  
in die*

Wie dem auch sei, darüber kann kein Zweifel entstehen, daß auf dem Gebiete der Naturwissenschaften eine dynamische, und auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften eine psychogenetische Grundfassung als Basis einer künftigen Weltanschauung in rapider Ausbildung begriffen ist.

Wie stellt sich nun diese Erscheinung zur Gesamtbewegung der nationalen Kultur etwa im Verlauf des letzten Menschenalters bis hinein in unsere Tage?

Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts haben uns, wie bekannt, die rasche Entwicklung des modernen Naturalismus gebracht. Es war ein großer Vorgang, der, am leichtesten auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit bemerkbar, dort in gewissen Ausläufern, namentlich in der Musik und in der Malerei, noch immer fortwährt. Stärker freilich sind seine Reste noch im Bereiche der Sitte und des sittlichen Denkens, wie denn die ganze Bewegung der Hauptsache nach schließlich von dem reißenden Aufschwung des nationalen Wirtschaftslebens und der diesem entsprechenden gesellschaftlichen Veränderungen getragen war. So war die sittliche Weltanschauung am frühesten in der sogenannten materialistischen Geschichtsphilosophie der Sozialdemokraten, wie sie Marx aufgestellt hatte, und



später nicht minder in dem rein ökonomischen Denken der neuen bürgerlichen Klasse der Unternehmer zum Ausdruck gelangt.

Beide gesellschaftliche Gruppen also der Unternehmung, jener spezifischen Form des modernen Wirtschaftslebens, Arbeitnehmer wie Arbeitgeber, hatten ihre sittlichen Anschauungen sehr begreiflicher Weise nach dem für sie zunächst zugänglichen wirtschaftlichen Milieu geordnet. Von diesen beiden Anschauungen kann nun allerdings die materialistische Auffassung der Sozialdemokraten auch in den Kreisen des vierten Standes jetzt als beseitigt gelten, während das staatlich vermutlich noch weit gefährlichere rein ökonomische Denken, eine der wichtigsten Ursachen z. B. der heutigen Zersplitterung unserer politischen Parteien, noch kaum in seinem Besitzstande gestört oder gar als prinzipiell schädlich erkannt, weiter fortwuchert.

In diese Lage hinein wirkte nun in ihren Anfängen seit den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eine ganz anders geartete, idealistische Bewegung. Sie ging von der bis zu dieser Zeit voll entwickelten naturalistischen Phantasietätigkeit aus, indem sie die von dieser errungenen Werte zur Darstellung neuer, persönlicher und nationaler Ideale benutzte. Es war die Zeit einer neuen idealistischen Landschaftsmalerei, die kurze Periode eines Aufschwungs des idealistischen Dramas, das Jahrzehnt der Heimatskunst in Malerei und Dichtung. In diese Bewegung zunächst auf künstlerischem Gebiete mischten sich dann aber seit der Wende des Jahrhunderts andere Motive. Die Poesie der religiösen Sehnsucht trat auf, die bloß sozialen Bestrebungen der bisherigen Entwicklung wurden durch charitative und religiöse Momente erweitert: und langsam zog an dem Horizont einer neuen Zeit, noch wenig geklärt, einstweilen mehr aus Meinen denn aus Wollen, mehr aus Trieb denn aus Tat bestehend, das Ideal einer neuen sittlichen und religiösen Welt herauf. Es ist jener merkwürdige Umschwung, der in seinen einzelnen Vorgängen dem Auge des

Kulturhistorikers schon um das Jahr 1900 so klar zu Tage trat, daß er als wesentlich für den nächsten Entwicklungsgang des neuen Jahrhunderts signalisiert werden konnte, einen Entwicklungsgang, in dem wir uns in der Tat heute deutlich befinden. Das Eigentümliche, kulturgeschichtlich aber keineswegs Besondere ist dabei, daß sich aus einem ursprünglichen Naturalismus ein Idealismus erhoben hat, der, im schnellsten Fortschritt begriffen, sich gegen diesen Naturalismus und auch gegen dessen wirtschaftliche und soziale Voraussetzungen zu wenden beginnt und insbesondere auch gegen die aus diesen Voraussetzungen entwickelte Ethik und religiöse Agnostik Front macht.

Wenn nun dies der Ausdruck der heutigen Lage ist, so sieht man wohl, was der im Anzuge begriffene Umschwung der fundamentalen wissenschaftlichen Anschauungen bedeutet. Indem diese sich dynamischen und psychogenetischen und damit optimistisch-idealistischen Zielen zuwenden, werden sie bald geeignet erscheinen, die Grundlage einer neuen Weltanschauung darzubieten, die den nur ökonomischen Zielen der aus der wirtschaftlichen Unternehmung emporgewachsenen Gesellschaftsschichten mit Erfolg entgegengetreten wird. Damit aber wird zugleich der Übergang zu einer neuen Periode des Idealismus definitiv erreicht sein. Denn in Zeiten hoher Kultur mit ihrer starken intellektuellen Entwicklung greifen die wissenschaftlichen Fortschritte entscheidend ein und besiegeln durch ihre Wandlung den Eintritt neuer Epochen.

Man wird vielleicht finden, daß mit dem soeben Gesagten viel prophezeit ist. Indeß es ist Aufgabe der Wissenschaft, den Ausblick in die Zukunft zu erhellen; und eine generelle Betrachtung des geschichtlichen Verlaufes hat schon mehr als einmal gezeigt, daß die Kulturgeschichte dieser Aufgabe weit mehr gewachsen ist als etwa die politische Geschichte oder sonst ein Zweig der historischen Wissenschaften.

Im Übrigen ist aber nicht zu verkennen, daß unsere Darle-

gungen mit dem Nachweis der großen öffentlichen Funktion, welche dem Umschwung der Wissenschaften für die Herausbildung einer neuen nationalen Ethik und eines neuen Denkens zugewiesen ist, recht eigentlich erst auf ihren Höhepunkt gelangt sind. Denn wie man auch menschliches Handeln beurteilen mag: darüber kann kein Zweifel sein, daß es erst durch seine Beziehung auf eine große menschliche Gemeinschaft, auf Land und Nation, auf Staat und Welt seinen eigentlichen Wert erhält.

Die Wissenschaft wird dieser Zusammenhänge jederzeit eingedenk sein; und hierin liegt es begründet, daß sie von jeher den Staat und dessen legitime Vertreter beachtet und geehrt hat. Mischt sich dann aber eine solche im Gesamtzusammenhang der historischen Tatsachen gegebene Überzeugung mit dem Gefühl germanischer Mannestreue und starker Liebe zur deutschen Heimat, so entsteht jene besondere Kombination von Empfindungen gegenüber dem herrschenden Träger der Staatsgewalt, die uns alle beseelt; und dies Gefühl mag in dem feierlichen Schlußaugenblick dieser Versammlung um so reiner und stärker zum Ausdruck gelangen, als sich unsere Empfindungen dabei der Person eines Monarchen zuwenden, von dem man sagen darf, daß er die Liebe seines Volkes ebenso besitzt, wie er sich in ihr glücklich fühlt.

Und so mögen denn meine Worte in der ersten Stunde meines neuen Amtes im vollen Strom der Gefühle in das *Salvum fac regem* austönen, das von dieser Stelle so oft durch Jahrhunderte hindurch für unsere Herrscher erbeten worden ist. Wir heben unsere Augen auf zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt; und wir wünschen feierlich und flehen, daß die Kraft aus der Höhe, die wir alle, sei es in dieser, sei es in jener Form, fürchten und lieben, verehren und anbeten, mit all ihrem Reichtum das Herz unseres Königs erfülle und ihn ausstatte mit der Macht und der Weisheit, mit der er sein Volk zu regieren geschichtlich berufen ist.